

Aus Asche & Nacht
SABRINA MILAZZO

Aus
Asche
& Nacht

SABRINA MILAZZO

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Copyright © 2020 Sabrina Milazzo
contact@sabrinamilazzo.net
www.sabrinamilazzo.net
Instagram: [milazzosabrina](https://www.instagram.com/milazzosabrina)

Coverillustration: Erion Makuo
www.erionmakuo.com

Satz: Sabrina Milazzo
design.sabrinamilazzo.net

Lektorat: Pia Wegener

Korrektorat: Lea Zander
zzimtherbst.jimdosite.com

Impressum:
Herstellung und Verlag:
BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 9783751972017

For Sofo
Without you,
these words would still be
trapped inside my head.

Dieses Buch enthält eine Triggerwarnung
auf der letzten Seite.



Platz für Neues

Die letzten Stunden sind die Schlimmsten.

Immer dann, wenn mein Blick ins Leere geht und die Geräuschkulisse der Stadt zu einer harmonischen Masse, einem unaufhaltsamen Sog verschmilzt, bin ich ihm ganz nah: dem Schlaf, der mein Ende bedeutet.

An samtig weichen Fäden zieht er mich fort, drängt mich dazu, loszulassen und friedlich einzuschlummern – bittersüß und verlockend einfach. Doch das ist nur eine Täuschung. Frieden gibt es für mich nicht auf der anderen Seite. Denn die Albträume lauern bereits, legen ihre Klauen in meinen Nacken, tasten sich vor zu meiner Kehle und drohen mir die Luft abzuschneiden. Ja, wann immer ich aus Übermüdung oder reiner Unachtsamkeit einschlafe, bricht die Hölle über mich herein.

Kälte ist ein hervorragendes Mittel gegen den Schlaf. Mit ihren eisigen Fingern bewahrt sie mich davor, dem Drang meiner schweren Lider nachzugeben und das Kämpfen sein zu lassen. Deshalb verbringe ich Nacht für Nacht hier

draußen, auf meinem Balkon, und sehne den Anbruch des Tages herbei – in der Hoffnung, dass er meinen Schrecken davonträgt.

Als ich das Zittern kaum mehr aushalte, schlinge ich die Wolldecke enger um mich und greife nach der Tasse auf dem Tisch. Sie ist noch warm. Die angenehme Hitze, die sie verströmt, belebt meine Glieder.

Entschlossen trinke ich den letzten Rest Kakao, erhebe mich aus meiner Starre und lächle dem Tag und damit einem Neuanfang entgegen. Denn eines steht fest: Dieser Oktobermorgen ist nicht wie andere. Ich habe es mir nicht nur fest vorgenommen – ich spüre es. Jetzt, wo sich die Sonne am Horizont abzeichnet und meine brennenden Augen blendet, bin ich sicher, dass sich nun alles ändern wird. Heute ist der Beginn vom Rest meines Lebens, mein achtzehnter Geburtstag, und ich werde unter das Leben, das ich bisher geführt habe, einen Schlußstrich ziehen.

Bereits seit zehn Jahren leide ich unter den verheerendsten und zerstörerischsten Albträumen, die sich jeglicher Vorstellungskraft eines Menschen entziehen. Jede Nacht ist ein Kampf, jeder Morgen die rettende Erlösung. Tief im Inneren habe ich es längst gespürt, es zuzugeben allerdings, bereitet mir Angst. Doch heute bin ich so weit, mir einzugestehen: Keine Lebensumstellung, kein Therapeut oder schlauer Ratgeber in Buchform und kein Medikament auf dieser Welt können mich von meinem Leid befreien. Die enttäuschende Jagd findet heute ein Ende. Von diesem Tag an werde ich den einzigen Rat befolgen, der nach all dem noch übrig bleibt und bisher nie eine Option für mich gewesen ist: mich und

alle Facetten meines Lebens akzeptieren. Sei es mit oder ohne Albträume.

Kaum habe ich mein Zimmer betreten, mache ich mich ans Werk. Ich werfe die Decke aufs Bett, schließe die Balkontür und stelle voller Tatendrang, nur in Shorts und T-Shirt bekleidet, mein Zimmer auf den Kopf. Alles muss weg.

Auf meinem Schreibtisch stapeln sich bereits vom Vortag Bücher und Magazine rund ums Träumen: *Das 1x1 des Traumdeutens*, *Klarträumen leicht gemacht*, *Was dir deine Träume erzählen möchten*. Ich schüttele den Kopf, ziehe das letzte Buch zu diesem leidigen Thema aus dem Regal und lege es auf den Stapel neben mir.

Dann sind meine Notizbücher dran. Gnadenlos ziehe ich sie aus ihren Fächern und schmeiße sie auf den blanken Holzboden. Auf dem Schreibtisch ist nicht genug Platz, dafür sind es zu viele.

Lange genug habe ich meine Traumtagebücher geführt, erst auf Anraten eines Therapeuten, dann in der Hoffnung, sie könnten mir tatsächlich weiterhelfen. Unzählige Stunden, ach was, ganze Tage habe ich mit dem Dokumentieren meiner Albträume und dem Markieren von wiederkehrenden Traumsymbolen verbracht. Wieder und wieder schlug ich in der Vergangenheit nach, was sie bedeuten könnten, und wie sich der Teufelskreis durchbrechen lässt, um diesen schrecklichen Bildern ein Ende zu bereiten. Doch gebracht hat es nichts. Absolut gar nichts ...

Mit einem Knall wandern die letzten Notizbücher auf den Boden und ich atme das erste Mal durch, seit ich mit

meiner Aufräumaktion begonnen habe. Bis auf ein paar Wälzer zum Thema Kunst ist der halbe Bücherschrank leer. Leere ist gut. Leere heißt Platz für Neues, Platz zum Durchatmen.

Ich lasse den Blick schweifen, um meine Gedanken zu sortieren. Er fällt auf das unangetastete Bett und dann auf den alten Traumfänger, der in all den Jahren hauptsächlich zwei Dinge bewiesen hat: Im Herumhängen ist er unschlagbar und Staub sein bester Freund. Nicht mehr, nicht weniger.

Gerade als ich auf die Matratze steigen will, um den Traumfänger abzunehmen, klopfte es sanft an der Tür.

»Noelle?« Papas Stimme ist ruhig wie immer. Ein leises Hauchen, das gerade so durch das weiß gestrichene Holz dringt.

Ich wusste nicht, dass er bereits zu Hause ist. Er kommt und geht, wie es ihm gefällt. Meistens ist er nachts unterwegs und kehrt erst dann zurück, wenn ich längst in der Schule bin. Der Lärm meiner Aufräumaktion muss ihn geweckt haben.

Vorsichtig öffnet er die Tür und steht mit einer großen cremefarbenen Schachtel im Arm vor mir.

»Tut mir leid, Papa«, sage ich und weiche schuldbewusst seinem Blick aus. »Wenn ich gewusst hätte, dass du hier bist, wäre ich leiser gewesen.«

»Schon gut, mach dir keine Sorgen.« Mit gerunzelter Stirn betrachtet er das Chaos in meinem Zimmer und seufzt erschöpft. »Ich war noch wach und habe eigentlich nur darauf gewartet, bis du auf den Beinen bist. Ich wollte dir das

hier geben.« Jetzt streckt er mir die Schachtel entgegen und versucht sich an einem Lächeln. Seine braunen Augen, die meinen so ähnlich sind, erreicht es jedoch nicht. »Alles Gute zum Achtzehnten.«

Zaghafte nehme ich das Geschenk entgegen, bedanke mich und zwingen ebenfalls ein Lächeln auf meine Lippen, während ich die Schachtel behutsam auf mein Bett lege. Trotz ihrer Größe ist sie extrem leicht und trägt den vergoldeten Schriftzug eines sündhaft teuren Modelabels auf dem Deckel. Ohne auch nur einen Blick hineinzuzwerfen, weiß ich, was sich darin befindet.

Papa umarmt mich kurz angebunden und steht dann erwartungsvoll da, den Blick abwechselnd auf mich und die Schachtel gerichtet. Meine Gedanken hingegen sind längst wieder beim Traumfänger über dem Bett.

»Willst du es denn gar nicht aufmachen?«, fragt Papa mich wenige Augenblicke später. Worte, die nur langsam zu mir durchdringen.

»Was?« Mein Kopf fühlt sich an wie in Watte gepackt, und es kostet mich fast alle Kraft, den Blick vom Traumfänger zu lösen. »Oh, ja klar. Natürlich.« Ich fasse mir an die Stirn. Wie dumm von mir, ihn so stehen zu lassen, ohne sein Geschenk eines Blickes zu würdigen. »Ich bin gerade am Ausmisten und kann an nichts anderes denken, als endlich meinen alten Krempel loszuwerden. Entschuldige bitte.« Ein Seufzen entfährt mir.

Schnell hebe ich den Deckel der Schachtel an. Zum Vorschein kommt genau das, was ich vermutet habe: ein weiteres Designerkleid. Zartrosa Tüll mit Spitzenbesatz – der

unbezahlbare Traum eines jeden Mädchens; für mich nur ein neues Teil in meiner Sammlung.

»Gefällt es dir?« Papa mustert mich eindringlich, wie jedes Mal, wenn er mich mit einem teuren Kleidungsstück oder Schuhen überrascht. Auch wenn man dabei längst nicht mehr von einer Überraschung sprechen kann. Zum Geburtstag, zu Ostern, zu Weihnachten, wenn ich mich besonders gut in der Schule anstelle ... Gelegenheiten gibt es viele und dementsprechend sieht auch mein Kleiderschrank aus.

Aber ich werde ihn auch diesmal nicht enttäuschen und sage genau das, was er hören möchte: »O Gott, Papa, das ist unglaublich schön.« Ich nehme das Kleid aus seiner Verpackung und betrachte es aus allen Winkeln. Als ich es mir jedoch vor den Körper halte und mich zum Spiegel drehe, bereue ich den gespielten Gefühlsausbruch auch schon wieder und das Lachen bleibt mir im Hals stecken.

Was tue ich hier eigentlich? Wann werde ich in der Lage sein, ihm zu erklären, dass es keine Kleider sind, die ich mir wünsche?

Doch Papa bemerkt nichts von meinem Zwiespalt. Tut er nie. Stattdessen lächelt er müde und gibt mir einen abwesenden Kuss auf die Stirn. »Freut mich, dass es dir gefällt.«

Eilig versuche ich, die Tränen wegzublinzeln, und zwingen meine Mundwinkel nach oben.

»Ich wünsch dir einen schönen Tag, Liebes.«

Ich nicke nur und ignoriere den Aufschrei meiner Gesichtsmuskeln, die sich über das aufgesetzte Lächeln beklagen. Kaum ist Papa aus der Tür, schließe ich erleichtert die Augen und lasse mich aufs Bett sinken. Das Kleid, das ich

noch in den Händen halte, fällt mir dabei fließend über den Schoß und streift den dunklen Holzboden unter meinen nackten Füßen.

Nach Mamas Tod, vor zehn Jahren, hat sich das Verhältnis zwischen mir und Papa zunehmend abgekühlt. Die Tatsache, dass Mama nicht mehr unter uns ist, raubte ihm damals beinahe den Verstand. Sein Leid war unbeschreiblich und seine Trauer saß tief. Ich bin mir sicher, dass er den Schock bis heute nicht vollständig überwunden hat.

Als dann bald darauf meine Alpträume begannen, die von der Intensität her an die von Mama erinnern, distanzierte er sich mehr und mehr von mir. Genau wie bei ihr, weiß er auch bei mir nicht, was zu tun ist. Er kann mir nicht helfen, weshalb er wohl versucht, nachts meinen Schreien zu entfliehen. Immer später begann er mit der Arbeit, sodass ich ihn mittlerweile nur noch morgens oder nach der Schule zu Gesicht bekomme.

Papa liebt mich, so viel ist mir klar. Doch beistehen kann er mir nicht, da er nicht wieder und wieder an seine Frau, seinen Verlust, erinnert werden möchte.

All diese viel zu teuren Geschenke, die mit der Zeit bedeutungslos für mich geworden sind, helfen ihm sicher nur dabei, seinem schlechten Gewissen zu entfliehen. Eine warme Umarmung, ein langes Gespräch oder auch nur ein aufrichtiges, liebevolles Lächeln seinerseits würden mir allerdings so viel mehr bedeuten als alle Kleider, Schuhe und Schmuckstücke dieser Welt zusammen.

Na, wunderbar. Damit wäre mein Tatendrang dann wohl verfliegen. Betrübt blicke ich hinüber zum Schreibtisch und dem Haufen Notizbücher direkt daneben auf dem Boden. Der Traumfänger kommt mir erneut in den Sinn. Mit einem Satz springe ich auf, werfe das Kleid achtlos neben mich und steige auf die Matratze. Nur ein Handgriff ist nötig, um das Ding aus seinem Haken zu lösen und es in die leere Schachtel des Kleides zu pfeffern. Dazu schmeiße ich stapelweise Ausdrücke aus dem Internet, Duftkerzen, Fläschchen mit ätherischen Ölen und das Lavendelkissen, das ich mir erst vor ein paar Monaten gekauft habe. Alles Krimskrams, der mir im Internet und in Büchern als das Heilmittel schlechthin angepriesen wurde.

Zu guter Letzt ziehe ich die Zeichenmappe aus der untersten Schreibtischschublade, die eine Sammlung von selbst gemalten Bildern und Kritzeleien all meiner Träume beinhaltet. Mit zittrigen Fingern öffne ich das Bändchen, das die Mappe zusammenhält, und nehme mit einem ungu-ten Gefühl im Magen die Blätter heraus.

Ganz oben befinden sich die Zeichnungen aus meinen Kindertagen, deren Anblick mir ein sanftes Lächeln entlocken: bunte, farbenfrohe Bilder, Landschaften, fröhliche Gesichter oder ganz einfach nur abstrakte Farbmuster – gar nicht so schlecht für mein damaliges Alter.

Langsam blättere ich weiter und mein Herzschlag beschleunigt sich. Je älter ich wurde, desto besser die Technik, doch die Bilder selbst sind trister und grauer. Die Farben wichen und haben stattdessen Kohle oder dunklen Bleistiftstrichen Platz gemacht. Mit ihnen habe ich jene abscheulichen

Fratzen und Horrorszenarien auf Papier gebannt, die immer dann auf mich warten, sobald ich meine Augen schließe. Der eiskalte Schauer, der mir beim Betrachten dieser Werke den Rücken hinabfährt, stellt mir die Nackenhaare auf.

Nachdenklich lasse ich die Finger über ein besonders schreckliches Exemplar gleiten: eine gesichtslose, verkrüppelte Gestalt, größtenteils schwarz-weiß gehalten – verzweifelte Striche, im Affekt dick aufgetragen, das Papier fast durchgedrückt, noch immer das Gefühl ihrer Berührung auf der Haut. Mein Finger wandert weiter, hinunter zur einzigen farbigen Stelle: blutrote Krallen, die sich ins eigene Fleisch bohren. So real, so lebendig wie damals, als es mir im Traum die Kehle –

Ich fahre zusammen, als mein Handy vibriert und mich aus dem Sog reißt. Mia.

»Hey, hey, hey«, dringt die Stimme meiner besten Freundin durch die Leitung. Ohne eine Begrüßung abzuwarten, fährt sie fort: »Auf den Straßen erzählt man sich, heute wär dein Achtzehnter. Ist das wahr, oder willst du nur Kuchen abstauben? Sei ehrlich, ansonsten musst du leiiiider im nächsten Präpkurs als Versuchskaninchen herhalten.«

»Morgen Mia.« Ich muss grinsen.

Mia ist Medizinstudentin und bei ihrem sogenannten Präpkurs, den sie mir nicht zum ersten Mal spaßeshalber androht, handelt es sich um den Präparierkurs ihrer Universität.

»Ich glaube, als Leiche mache ich mich nicht so gut.«

»Glaub mir, du wärst die schönste Leiche, die ich bisher aufschneiden durfte.«

»Äh, danke für das Kompliment?«, sage ich skeptisch und lache schließlich.

»Alles, alles Gute zum Geburtstag, Noelle.« Auch sie grinst bis über beide Ohren. Ich kann es hören, aber wer Mia kennt, weiß, dass sie immer ein Dauergrinsen auf den Lippen trägt, und wie ansteckend ihre gute Laune ist. Sie schwappt ganz einfach zu dir über, wie angenehm warmes Badewasser, eine Umarmung für die Seele, und zupft an deinen Mundwinkeln – ob du es willst oder nicht.

»Das mit heute Nachmittag steht noch?«, fragt sie.

»Ja, keine Planänderung.«

»Wie lautet das Motto?«

»Um vier bei dir«, sage ich gespielt genervt, rolle mit den Augen und lache wieder.

»So ist's richtig Schwester. Wir sehen uns.«

»Bis dann, Mia.«

»Ciao, ciao.«

Noch immer ein Lächeln auf den Lippen beende ich den Anruf, doch ein Blick auf die Uhr zerrt mich zurück in die Realität. In einer dreiviertel Stunde beginnt der Unterricht, und ich sitze nach wie vor in Schlafklamotten da, umzingelt von Zeichnungen, einem Kleid, das Besseres verdient hat, als zusammengeknüllt auf meinem Bett zu liegen, und der Kiste mit dem ganzen anderen Kram.

In Windeseile sortiere ich meine Horrorbilder aus und reiße mehrere auf einmal in der Mitte entzwei, um sie zum restlichen Müll in die Kiste zu verbannen. Die brauche ich jetzt nicht mehr.

Duschen erledige ich in Lichtgeschwindigkeit. Länger halte ich es unter dem eiskalten Wasserstrahl sowieso nicht aus, der, so hoffe ich, auch den letzten Rest Müdigkeit vertreibt. Anschließend ziehe ich die üblichen schwarzen Leggings, ein schlichtes weißes Top und den grauen Hoodie aus dem Schrank. Mein sanft gewelltes Haar, das mir in verschiedenen hellen und dunklen Brauntönen fast bis zur Taille reicht, versuche ich gar nicht erst zu bändigen – es sieht auch so ganz in Ordnung aus. Nur die dunklen Schatten unter meinen Augen geben mir zu denken. Aber für Make-up ist jetzt keine Zeit, und was meine Klassenkameraden von mir halten, ist mir sowieso egal.

Nur eines fehlt noch, dann bin ich startklar: Beinahe feierlich öffne ich das Schmuckfach meiner Kommode und hole Mamas lange Kette hervor, an der eine Uhr baumelt. Ihr goldener Deckel ist mit einer filigranen Schrift verziert – angeblich Textzeilen eines uralten Gedichts. Griechisch vermute ich. Die genauen Worte, sofern sie diese überhaupt kannte, hat Mama mir nie verraten.

Jeden Morgen lege ich sie an, aber heute ist es etwas Besonderes. Von heute an wird mich ihr längst gestopptes Uhrwerk nicht mehr an den Verlust meiner Mutter erinnern. Vielmehr soll sie zu einem Symbol für mich werden. Einem Symbol der Zeit, die mir mit meinen achtzehn Jahren noch bleibt und die ich nicht länger mit der Suche nach der Lösung eines Problems verschwenden will, die es offensichtlich nicht gibt.

Viel zu lange habe ich meinen Träumen Kraft und Aufmerksamkeit geschenkt. Jetzt werde ich sie als normalen Teil

meiner selbst akzeptieren und mich auf Wichtigeres konzentrieren, was auch immer kommen mag. Dessen bin ich mir sicher, oder sagen wir es so: Ich gebe mir größte Mühe, es mir einzureden.



Du scheiterst erst, wenn du aufhörst zu kämpfen

Der Unterricht verläuft schleppend und passt so gar nicht zu der schwungvollen Art und Weise, auf die ich den Tag begonnen habe. Solange ich mich bewege, ist es kein Problem mit der Müdigkeit fertigzuwerden, doch sobald ich eingepfercht in meiner Bank festsitze, kommt sie angeschlichen. Da hilft auch die kalte Dusche nicht.

In Englisch geht es noch, da unsere Lehrerin viel Wert auf Mitarbeit legt, in Mathe hingegen fallen mir beinahe die Augen zu. Wieder und wieder schärft Mr. Barton uns die Regeln der Integralrechnung ein, die wir laut ihm in der Abschlussprüfung nächstes Jahr unbedingt beherrschen müssen, andernfalls können wir uns das mit dem Abi abschminken. Ich für meinen Teil bin allerdings schon bei Stochastik ausgestiegen – das kann also noch lustig werden. Auch jetzt verstehe ich nur Bahnhof.

Mit zusammengekniffenen Augen und Kopfschmerzen aus der Hölle versuche ich, mich in der letzten Stunde auf Mr. Bartons Worte zu konzentrieren, aber es ist aussichtslos.

Seine Stimme scheint von irgendwo weit herzukommen und das Geräusch, das seine wilden Kreidestriche auf der Tafel erzeugen, lässt meine Lider mit jedem Mal schwerer werden. Ein paar Minuten später fangen die Zahlen auf der Tafel an zu tanzen, Mr. Bartons Einsen von den Siebenern zu unterscheiden, wird zu einem Ding der Unmöglichkeit. Nur das Klingeln zum Schulschluss rettet mich davor, mitten im Unterricht wegzudösen – was in der Vergangenheit mehrfach zu peinlichen Momenten geführt und mir nebenbei auch einigen Ärger eingehandelt hat.

Kaum ist Mr. Barton aus der Tür, geht das Geläster unter meinen Klassenkameraden los, für das ich absolut keinen Nerv habe. Nie. Sofort stecke ich mir die Kopfhörer in die Ohren, um mich von meiner Umgebung abzuschotten und im Takt der Musik meine Gelenke etwas in Schwung zu bringen. Ohne ein Wort des Abschieds verlasse ich den Raum, laufe die Stufen zum Erdgeschoss hinab und atme endlich wieder frische Luft.



Schon von Weitem sehe ich Mia auf der Veranda ihres Elternhauses stehen. Trotz der Kälte lehnt sie lässig, nur im Pullover bekleidet, gegen einen der Holzpfosten. Ihre schwarze Afro-Mähne steht zu allen Seiten ab, und sie mustert mich mit diesem typischen, verschmitzten Lächeln.

»Pünktlich, pünktlich, Miss Greene«, ruft sie mir zu.

»Für Sie jederzeit, Madame Bishop.«

Die alten Holzstufen unter ihr knarren, als sie strahlend auf mich zustürmt und mir um den Hals fällt, noch ehe ich das Grundstück der Familie betreten habe.

»Oh Noelle, alles Gute.« Ihre Umarmung ist so aufrichtig und herzlich, dass ich nicht anders kann, als fest zurückzudrücken.

»Ist sie schon da?«, dringt eine weitere Stimme von der Haustür an meine Ohren. Im lila Tutu und weißer Strumpfhose bekleidet kommt Mias kleine Schwester Ariana auf uns zugerannt – die Augen groß und leuchtend, wie zwei Sterne, die nur auf mich fixiert sind. »Mama! Mama, sie ist da! Noelle ist da!«

»Schon gut, die ganze Nachbarschaft weiß es jetzt.« Mia gibt ihrer Schwester einen spielerischen Klaps auf den Hinterkopf und zieht sie mir von den Beinen, die sie eben noch umklammert hielt.

Ich knie mich zu ihr hinunter und streiche ihr ein paar Strähnen aus der Stirn, die sich aus dem wuscheligen Knoten gelöst haben.

»Hey Prinzessin, wie geht's?«

»Gut, aber Mama hat geschimpft, weil wir nicht mehr alle Kerzen für den Kuchen haben.«

»Hey, verrät doch nicht alles, du Dummerchen.« Mia rollt mit den Augen, ich lache wieder. »Kommt, mir ist schweinekalt.«

Mit Ariana auf dem Arm folge ich meiner besten Freundin ins Haus und bin froh, die Kleine nach wenigen Metern wieder absetzen zu dürfen. Entweder ist sie in sehr kurzer Zeit wesentlich schwerer geworden oder meine Kraftreserven

haben nach den letzten schlaflosen Nächten ihren absoluten Nullpunkt erreicht.

Hintereinander durchqueren wir den dunklen Flur und betreten die kleine Küche der 4-köpfigen Familie. Dort erwartet mich eine Szene aus dem Bilderbuch: Mias Vater Theo steht im Cordanzug hinter dem gedeckten Tisch und rückt noch in letzter Sekunde seine Fliege zurecht. Seine Frau Sophia, die gerade dabei ist, die verbleibenden Kerzen auf der Geburtstagstorte anzuzünden, blickt auf und schenkt uns ein strahlend weißes Lächeln.

»Genau zur rechten Zeit«, sagt sie erfreut.

»Und ich dachte, die Kids von heute hätten es nicht so mit der Pünktlichkeit«, setzt Theo spaßeshalber hinterher.

»Ähm, hallo?« Mia schwingt mit pikiertem Gesicht die Hand in die Luft. »Nur, dass das mal klar ist, wir«, übertrieben gestikuliert sie zwischen uns hin und her, »sind auch keine Kinder mehr, sondern erwachsene Leute.« Dann deutet sie kurz mit dem Kinn auf Ariana und wirft ihr einen nachdenklichen Blick zu. »Na ja, bis auf die kleine Puppe da.«

»Ich bin nicht klein!«

Mia zwinkert ihr zu und alle lachen.

Der Alltag im Hause Bishop: Locker, ungezwungen, herzlich – ich liebe es.

Und so zieht der Nachmittag an mir vorüber: Mias Eltern umarmen mich und sprechen ihre Glückwünsche aus. Ich brauche zwei Anläufe, um alle Kerzen auf der Cremetorte auszublasen. Kurz darauf schneidet Sophia sie in Stücke

und lädt mir das größte auf den Teller. Irgendwann stimmt Ariana ein Lied aus dem Kindergarten für mich an, Mia erzählt lautstark von ihrem Tag in der Uni, alle reden durcheinander, sind aufgekratzt und lachen ausgelassen. Und ich bin in diesem Moment das glücklichste Geburtstagskind auf der ganzen weiten Welt.

Zwei Stück Torte und eine heiße Schokolade später wird Mia allerdings ungeduldig. Mit beiden Handflächen trommelt sie kurz auf die Tischplatte und zieht damit die gesamte Aufmerksamkeit auf sich.

»Liebe Leute, es war ja echt schön mit euch, aber leider haben wir noch was zu erledigen.« Bedeutungsvoll sieht sie mich an und erhebt sich.

Ich bedanke mich für die spontane Party, doch Sophia winkt nur lächelnd ab und bekommt beinahe einen Nervenzusammenbruch, als ich dazu ansetze, das Geschirr abzuräumen.

»Nicht, nicht. Ich mach das schon.« Vergeblich versucht sie, mir die Teller aus den Händen zu reißen.

»Du tust schon genug für uns alle«, sage ich mit einem Lächeln und stelle das Geschirr neben der Spüle ab. »Das hier ist wirklich nicht der Rede wert.«

»So bin ich, was kann ich machen?« Sie zieht die Mundwinkel nach unten und zuckt mit den Schultern.

Da ist er wieder: Der leichte Akzent, der bei ihr immer am stärksten zum Vorschein kommt, wenn sie ihren Willen durchsetzen möchte. Eigentlich sollte ich längst daran gewöhnt sein, da sie nun schon seit knapp zehn Jahren bei uns als Haushaltshilfe angestellt ist, und doch zaubert er mir

stets ein Lächeln aufs Gesicht. Auch jetzt, als sie sich den Platz an der Spüle erkämpft.

Sophia ist Afroamerikanerin und lebt seit ihren Teenagerjahren in der Stadt. Laut eigener Aussage hat Theo sich sofort unsterblich in sie verliebt. Nach ein paar vergeblichen Versuchen seinerseits wurde sie dann doch schwach, und die beiden heirateten in einer kleinen Dorfkirche nicht weit von hier.

Vor ein paar Jahren hat sie mir diese Geschichte regelmäßig erzählt, wenn ich ihr beim Saubermachen Löcher in den Bauch gefragt habe. Ab und zu nahm sie damals Mia mit, damit ich jemanden zum Spielen hatte und sie in Ruhe arbeiten konnte.

Wie in so vielen Familien müssen auch die Bishops jeden Cent zweimal umdrehen. Deshalb nahm Sophia damals den Job als Haushaltshilfe bei uns an, den Papa nur kurze Zeit nach Mamas Tod ausschrieb. Danach ist Sophia oft noch stundenlang im Antiquitätengeschäft ihres Mannes beschäftigt und hilft bei den anfallenden Tätigkeiten.

Jeder in der Familie arbeitet hart und bekommt nichts geschenkt, doch das Herz sitzt bei jedem am rechten Fleck. Wenn ich dann an Papa und mich denke, fühle ich mich unglaublich schuldig und schäme mich in Grund und Boden. Wir besitzen so ziemlich alles, was mit Geld erworben werden kann, nur Liebe, Wärme und Geborgenheit lassen sich leider nicht im Internet bestellen.

Während Mia ihrem Vater noch eine Funktion an seinem neuen Smartphone erklärt und Sophia dabei ist, die Teller

abzuspülen, setze ich mich auf den Boden zu Ariana, die wie gebannt auf das Tablet ihres Vaters starrt. Sie ist in ein Musikvideo ihres großen Idols und ihrer Namensvetterin Ariana Grande vertieft.

»Oh, dein Lieblingslied. Wie heißt die Sängerin gleich noch mal?« Ich mache ein Gesicht, als würde ich angestrengt nachdenken.

»Ariana. Ariana heißt sie. Sie heißt so wie ich«, sagt sie stolz.

»Ach ja.« Ich tippe mir an die Stirn. »Jetzt fällt es mir wieder ein.«

»Schau, sie hat lila Haare, manchmal hat sie auch braune und gelbe.«

»Und wie gefallen sie dir am besten?«

»Lila«, sagt sie mit einem schüchternen Lächeln.

»Hm ... lila Haare habe ich leider nicht für dich, aber dafür was anderes, das dir gefallen könnte.«

Aus der Bauchtasche meines Hoodies ziehe ich ein kleines weißes Tüllsäckchen, das ich bei einem Abstecher nach Hause eingesteckt habe.

Kaum erblickt sie es, sitzt sie mit offenem Mund da, wie jedes Mal, wenn ich ihr etwas von meinen Sachen mitbringe.

»Hände auf ... gut so.«

Sacht ziehe ich den Stoff am oberen Rand auseinander und leere den Beutel über Arianas Händen aus. Heraus fällt ein silbernes Armbändchen, das ringsum mit violetten Steinen besetzt ist. Ihre Augen beginnen zu leuchten. Worte bekommt sie kaum über die Lippen, während sie das Schmuckstück bestaunt.

»Aber was soll denn dein Vater dazu sagen?«, flüstert Sophia, die uns von der Spüle aus beobachtet. Gleich darauf sieht sie sich um, als könnte uns jemand belauschen.

Ihre Reaktion bringt mich zum Lachen. »Dem fällt das gar nicht auf.« Behutsam lege ich Ariana das Kettchen um ihr zartes Handgelenk und schließe es vorsichtig. »Außerdem ist es nur ein Armband, mach dir darüber keine Gedanken. Ich habe so viele Sachen«, winke ich ab und erhebe mich wieder, als die Kleine übergücklich davonspringt, um es ihrem Vater und Mia zu präsentieren.

»Übrigens dein Kleid von heute ...«, Sophia macht ein verträumtes Gesicht, »... das ist echt Top.«

Ach, das Kleid ... ich habe es so achtlos auf dem Bett liegen lassen, da muss sie es bei der Arbeit gesehen haben.

»Ja, es ist echt schön, aber langsam habe ich wirklich genug. Ariana sind sie leider noch zu groß, und Mia will mir ja keines abnehmen.«

»Nope«, sagt diese und schlängelt sich an ihrer Mutter vorbei. »Wenn du allerdings mal 'nen sexy Fummel für den Club zu vergeben hast, meld dich wieder.« Dann hängt sie sich bei mir ein und zieht mich mit sich. »Komm jetzt.«

In ihrem Zimmer angekommen schmeißt sie die Tür hinter uns zu, pustet sich ein paar ihrer wilden Locken aus dem Gesicht und beginnt ohne Umschweife damit, in ihrer Tasche herumzuwühlen.

»Endlich. Ich dachte schon, ich muss bis morgen warten, um dir dein Geschenk zu geben.«

»Aber Mia, du sollst mir doch –«

»Tada.« Sie hält mir ein zusammengerolltes Blatt Papier vor die Nase, das von einem roten Geschenkband zusammengehalten wird.

Skeptisch sehe ich sie an, nehme ihr die Rolle aus der Hand und lasse mich zeitgleich auf ihr Bett sinken.

»Du bist unmöglich.« Ich muss lachen und schüttele dabei den Kopf. »Was das wohl wieder ist ...«

Während ich noch dabei bin, es zu öffnen, klettert sie auf allen vieren aufs Bett und redet unaufhörlich auf mich ein: »Ich weiß, es ist nicht viel, aber ich dachte, das würde dir vielleicht helfen.«

Das Bändchen ist ab, langsam rolle ich das Papier auf.

»Außerdem ist es schon morgen. Echt kurzfristig, tut mir leid, aber es ist einfach das perfekte Geschenk für dich.«

»Du hättest mir überhaupt nichts schenken müssen«, beruhige ich sie und lache darüber, wie aufgedreht sie plötzlich ist. »Also mach dir keine Sorgen, denn egal was es ist, ich bin sicher, es ist genau das Richtige.«

Schlagartig vergeht mir das Lachen, als ich den Zettel am Rande überfliege: eine Einladung zu einem wissenschaftlichen Vortrag des Instituts für Bewusstseins- und Traumforschung mit dem Thema *Optimierte Nutzung des Schlafes durch Einschränkung der Traumaktivität*.

Ich schlucke. Noch heute Morgen habe ich versucht, offiziell mit dieser Geschichte abzuschließen, nicht mehr weiter nach einer Lösung gegen meine Albträume zu suchen, sondern es einfach so hinzunehmen – und jetzt das.

»Und?«, erwartungsvoll sieht sie mich an. »Wirst du hingehen?«

Ich seufze. »Danke, Mia, das ist echt lieb von dir, aber ...« Ich muss ihr die Wahrheit sagen, alles andere wäre nicht richtig. »Ich ... ähm ... ich habe mich entschieden, es dabei zu belassen. In den vergangenen Jahren habe ich so viel ausprobiert, aber es wurde immer nur schlimmer ...«

Es dauert keine Sekunde und Mias Miene ist wie ausgetauscht. »Ich hatte ja keine Ahnung. Wann hast du denn diesen Entschluss gefasst?« Behutsam legt sie mir einen Arm um die Schulter. Ihre feinen Lachfältchen sind ernsten Zügen gewichen.

Für ein paar Sekunden ist es still im Zimmer, nur Mias Wecker tickt unbeirrt weiter. Worte bringe ich nicht über die Lippen, stattdessen blicke ich auf das Papier in meinen Händen, das mit jeder Sekunde schwerer zu werden scheint.

»Ich kann mir nur vorstellen, wie du dich fühlen musst«, flüstert sie, um dann enthusiastischer hinterherzuschieben: »Aber so was hatten wir bisher noch nie. Die versuchen, langsam aber sicher Träume für Leute wie dich abzustellen. Nicht zu verbessern, ab-zu-stel-len!« Bedeutungsvoll betont sie das letzte Wort. »Stell dir das mal vor. Das wär, als ob du 'nen Lichtschalter betätigst. An, aus, an, aus – wann immer du möchtest.«

Ratlos schaue ich sie an. »Glaubst du wirklich, dass das möglich ist?«

»Ich glaube, alles ist möglich. Hinter verschlossenen Türen forschen die doch an sämtlichen Dingen herum. Wir bekommen es nur nicht mit. Das hier basiert auf jahrelanger Forschung, und jetzt rücken sie langsam damit raus.«

So aufgedreht habe ich sie schon lange nicht mehr erlebt, und bei Mia soll das echt was heißen.

»Du kannst es dir ja zumindest mal anhören. Wenn es nichts ist, dann war's das.« Aufgeregt rutscht sie auf dem Bett herum. Dann hebt sie die Hand, als möchte sie einen Eid schwören. »Keine Vorträge mehr, keine Bücher oder sonstigen Methoden aus dem Internet. Ich versprech's.«

»Woher hast du das eigentlich?«, frage ich und erkaufe mir etwas Zeit. Ich will nicht hingehen, sollte nicht hingehen wollen, und doch ist da wieder ein Fünkchen dieser verflixten Ungewissheit, die mir so viele Jahre Hoffnung gemacht hat.

»Das war ein Aushang von der Uni«, antwortet Mia. »Ap-
ropos Uni. Das mit morgen Abend wird nichts. Ich muss am Samstag früh raus. Ich treff mich mit ein paar Kommilitonen in der Bib für 'ne Gruppenarbeit.« Sie verdreht die Augen. »Total nervig.«

Ich lache auf. »So schlimm wird's schon nicht werden. Du bist doch bestimmt die, die den Ton dort angibt und ständig den Schnabel aufhat«, necke ich sie.

Empört klappt sie den Mund auf und schließt ihn gleich wieder. »Irgendjemand muss schließlich die Führung übernehmen«, sagt sie lässig und wirft in gespielt arroganter Art den Kopf in den Nacken. »Jedenfalls können wir das Treffen auf Samstagnachmittag verschieben, wenn das in Ordnung für dich ist.«

»Klar, schreib mir einfach, wann.«

»Und du hältst mich auf dem Laufenden, was den Vortrag angeht?«, fragt sie hoffnungsvoll.

Ich atme schwer aus und presse die Lippen zusammen. »Wir werden sehen. Ich kann's dir nicht versprechen.« Hinter schweren Lidern blicke ich sie an und muss ausgerechnet jetzt an Mamas Worte denken: ›*Du scheiterst erst, wenn du aufhörst zu kämpfen.*‹ Eines ihrer Lieblingszitate und lange Zeit auch meines.

Mia lächelt verständnisvoll und legt ihren Kopf auf meine Schulter. Sie weiß, wie es mir geht. Jahrelang hat sie mir beigestanden, mit mir gemeinsam nach Lösungen gesucht, bis ich anfing, das Thema untergehen zu lassen. Ich will einfach nicht, dass sie sich ständig Sorgen um mich macht. Das hat sie nicht verdient.

Als wir uns verabschieden, ist es draußen stockfinster. Fest nimmt sie mich in den Arm und spricht mir Mut zu, denn den brauche ich nun mehr als alles andere. Wofür ich mich morgen entscheide, ist dabei zweitrangig. Jetzt steht mir erst einmal eine weitere endlose Nacht bevor, die alle guten Vorsätze zunichtemacht. Denn der bloße Gedanke an Schlaf bereitet mir mehr Angst, als ich mir selbst eingestehen möchte.